Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Die Stadt am See [Fortsetzung]
Autor: Matthey, Maja
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572308

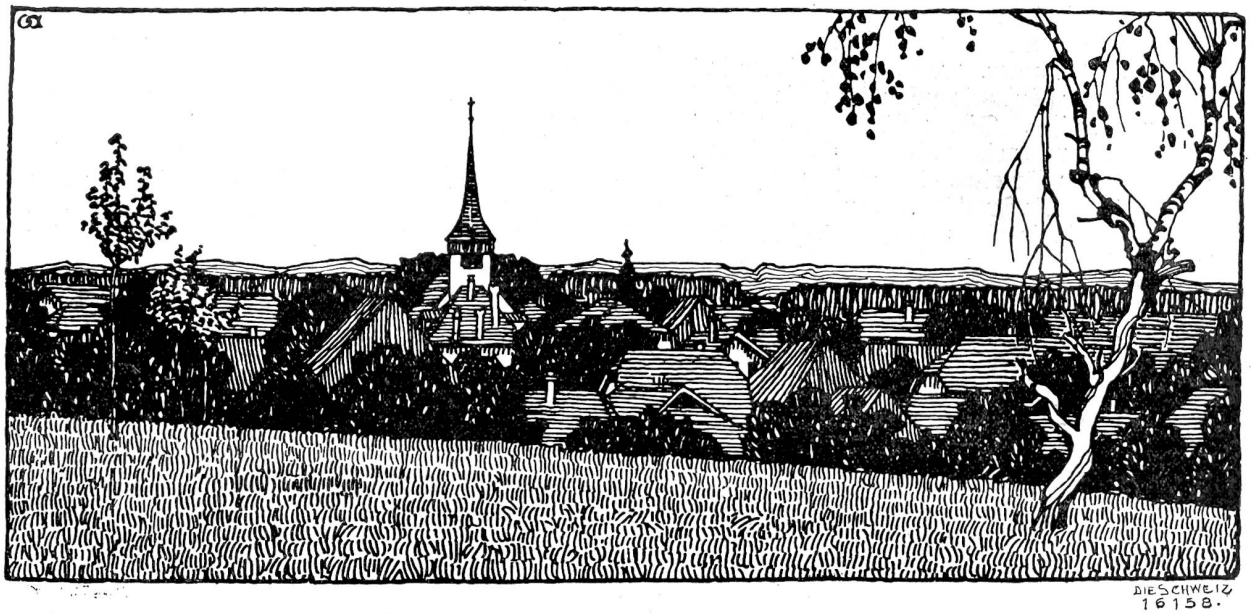
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Chaní cho?

Wán's dímmred hät um Hus und Raí,
Durs Sstűűd, ím Chílechof[1]), űb'reí,
Se símmer ís goh verbärge.
Blóíß eís mueß det am Egge stoh.
Chaní cho? Nu nűd!
Wíe schőín ísch au ím Heustock gsy!
Und gwahrt's mí ächt, verwűtscht's mí gly?
Aes chunt scho über d'Leit're.
Chaní cho? Io, cho!

Baldane[2]), wo mer noe sínd,
Se símmer nachts zue jedem Chínd
Ums Műűrlí goge bräuge[3]).
Will keíne gäre dusse stoh.
Chaní cho? Nu nűd!

Und 's Maitlí wíen ä Bluem ím Gras
Im Stublí, weder hínder Glas,
Aes wíen ä Chílehelgí.
Chaní cho? Io, cho!

Wíe lang ísch har síd äner Zyt!
Aen[4]) Blueme sínd und Schätzlí wyt,
Und Eíne schickt scho d'Bote.
I gsehn ä det bím Beíhus stoh.
Chaní cho? Nu nűd!
Afeínist hät me Läbtig gnueg,
Wird brűchig wíen ä alte Chrueg
Und gamppled uf dä Beíne.
Chaní cho? Io, cho!

Meínrad Líenert.

[1]) Friedhof. [2]) später. [3]) stimmverstellen. [4]) jene.

Die Stadt am See.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

(Fortsetzung).

Vor dem Gerichtsgebäude sah Virginia die Leute in Gruppen zusammenstehen. Da standen die Freunde des Giovanni, die Untermeister und die Arbeiter, die als Zeugen geladen waren. Sie blickten mitleidig auf das Mädchen.

Die Chiara kam die Steinstufen herab. Als sie Virginia sah, erregte sie sich. Soeben war dem Doktor Arnold das Urteil gesprochen worden. Er kam ins Gefängnis. Die Chiara hatte eine wilde Schadenfreude empfunden, daß dieser Hochstehende, dieser Reiche um ihres armen Giovanni willen so tief gedemütigt wurde. Mit erhobenem Haupte hatte sie den Gerichtssaal verlassen: Ihr Giovanni war verzweifelt über der Saumseligkeit des Reichen; nun konnte der Reiche im Gefängnis sitzen und darüber nachsinnen, wie es einem armen Krüppel zumute war, der eine Familie zu ernähren hatte und sich um seinen Gewinst betrogen sah! Ihre Augen flammten im Triumphgefühl der befriedigten Rache. So kam sie die Steinstufen her-

ab. Fräulein Virginia kam ihr über den Weg, die seine Tochter war und sie gut behandelt hatte. Die steckte jetzt im Jammer. Das Triumphfeuer in den Augen der Chiara brannte zusammen wie ein Häuflein dürres Reisig. Dieses Mädchen mußte den Nacken beugen unter einer Schuld, die nicht die ihre war. Sie mußte für etwas leiden, daran sie keinen Teil hatte; denn die Frau konnte ermessen, wie böse es um die Zukunft eines Mädchens stand, dessen Vater im Gefängnis saß.

„Das Fräulein Virginia war gut zu mir, zu dem armen Giovanni, zu meinen Kindern," sagte sie sich. Ihre armseligen Geschöpfe waren besser daran als das Fräulein. Ihre Kinder wurden bemitleidet. Sie hatte beobachtet, wie in der letzten Zeit manche Hand ihnen mitleidig über die Haare gefahren war, wie mancher Blick zärtlich ihre vaterlosen Kinder streifte, der vor dem Fräulein sich senken oder in eine andere Richtung ausweichen würde. Das Fräulein tat ihr leid. Sie hob einen Zipfel ihrer schwarzen Trauerschürze an die Augen. Ein wenig bedauerte sie auch, daß nun Virginia nicht mehr in ihre Stube kommen würde, daß sie nun ganz in allen Lagen ihres Lebens abhängig von ihresgleichen war.

Ihresgleichen kannte sie. Das war hilfsbereit, aber auf eine eigensüchtige Weise. Ihresgleichen glättete ihr die Bettbezüge, wenn sie krank war. Das war gut und kam aus einem freundlichen Sinn. Aber ihresgleichen trank auch den Wein aus, der im Krug war, und aß die vorhandenen Speisen auf. Ihresgleichen war wie sie: arm und gierig nach jedem Bissen, der erreichbar war. Dazu hatten sie ein loses Maul und schütteten daraus aus in die Gasse, was in einer Stube geschah. Auf die Gasse gingen viele Fenster, und hinter den Fenstern waren Ohren, die alles hörten, die jeden Schall auffingen. Von den Ohren bis zum Munde ist eine kurze Strecke für den, der sie mit Daumen und Zeigefinger abmißt. Für den Schall war es ein Weg, darin tausenderlei Verzweigungen mündeten, die aus dem Gehirn kamen, aus dem Herzen und den Vorstellungen, die durch die Erfahrungen des Lebens irgendwo in einem Winkel auf eine günstige Gelegenheit warteten, um bei dem Schalle aufzusitzen und mitzureiten. So kam es, daß bei der Endstation eine ganze Katzenmusik zum Munde herausflog und übel tönte.

Das Fräulein war satt und brachte ihr Speise, anstatt von der ihren zu nehmen. Das Ohr des Fräuleins trug den aufgefangenen Ton nicht hinaus in die Gasse. Sie war freundlich und barmherzig und kam ohne Eigennutz. Mit ihrem stillen Wesen glich sie jenen, die von den Orten kamen, darin man die Pflege der Armen als Beruf, als Sport aus Langeweile betrieb oder aus dem Grunde, sich dadurch ein warmes Plätzlein im Himmel zu sichern.

Die Chiara hatte alle erfahren, von den meisten einen Nutzen gehabt und keinem ganz vertraut. Ihr Kopf machte sich seine besondere Vorstellung von denen, die kamen und ihr Gutes taten. Die aus den Klöstern und den Pfarrhäusern kamen, waren sanft und sagten Worte, die einen dunkeln Sinn hatten und geheimnisvoll klangen. Sie erzählten viel von einem Zustande, darin eine arme Seele herrlich und in Freuden zu leben berufen wurde, sobald sie willig war, zu glauben, was in den Klöstern oder Pfarrhäusern geglaubt und gelehrt wurde. Wenn eine arme Seele sich darauf nicht einlassen wollte, so wurde sie eine schädliche Blüte oder eine taube Frucht genannt, die unwürdig war, Gottes Barmherzigkeit zu erfahren. So blieb Gottes Barmherzigkeit aus und die Armut ungespeist... Das hatte die Chiara erlebt bei einzelnen ihrer Landsmänninnen, die sich nicht um die Kirche scherten und Sonntags nicht zur Messe gingen.

Mißtrauisch kamen die, denen die Pflege der Armen ein Beruf war. Sie glaubten nicht, was ihnen erzählt wurde. Ihnen kamen die Armen vor wie Faule und Nichtsnutzige, die aus Böswilligkeit oder aus Lasterhaftigkeit mit ihrem Haushalt in Schwierigkeiten geraten waren. Roch ihnen ein Restchen Wein aus dem Kruge in die Nase, so waren die Armen Säufer; trafen sie ein Seidenbändchen an, dessen Zipfel aus der Schublade hing, so waren sie eitel und hoffährtig. Von einer Nachbarin hatte sie sich davon erzählen lassen. Darum hielt die Chiara ihre Türe verschlossen und darbte lieber, als daß sie vor diesem Besuch die Geheimnisse ihrer Stube enthüllte. Sie kannte andere aus Erfahrung: jene, denen die Barmherzigkeit die Langeweile vertrieb. Diese fragten nichts; die verschenkten wahllos einen Haufen hierhin und einen Haufen dorthin, und wen es traf, der hatte für eine Weile Ueberfluß in einem Teil. Diese Barmherzigkeit bewegte die Chiara nicht. Zwar öffnete sie ihr die Türe weit und hoffte an jedem Anlasse, bei jedem Fest, daß ihr ein Teil zuflöge, und wurde ärgerlich, wenn sie leer ausgehen mußte... Fräulein Virginia kam und rümpfte nicht die Nase, wenn in ihrer Stube ein übler Geruch von den Kindern war. Sie maß ihnen selbst die Leinwand zu, wie sie davon nötig hatten, und wusch sie und putzte sie heraus, nahm sie mit in ihr Haus und tat mit ihnen, als wenn es Kinder von ihresgleichen wären. So war sie auch mit ihr gewesen. Wenn sie gab, war keine Demütigung in ihrer Gabe; wenn sie ein Aergernis abstellte, war kein Hochmut in ihrem Ton. Wenn sie fortging, blieb in der Stube ein freundliches Wort von ihr zurück. Vor dem Fräulein hatte die Chiara ihre Seele nicht verschlossen. Der Virginia hatte sie ihr Herz geöffnet, wie man es einer Schwester tat. Nun trugen sie beide schwer am Leide. Das Leid des Fräuleins kam durch sie. Zwar hatte sie keine Schuld daran; aber es hielt sie zurück, zu ihr zu gehen, wie es ihr erster Impuls ihr eingegeben hatte, als sie das Fräulein an der Treppe stehen sah.

Die Kameraden des Giovanni streckten die Hände nach ihr aus. Die Untermeister beglückwünschten sie, und die Arbeiter sahen, wie ihr das schwarze Gewand zierlich stand.

„Ich habe mein Geld bekommen," sagte sie. „Fünftausend Franken sind mein und ein Geschenklein darüber hinaus!" In den Augen der Italiener blitzte es auf. Sie vergaßen, daß der Giovanni für

diese Summe zum Krüppel geworden und verzweifelt war. Sie drängten sich um ihre Landsmännin und wollten ihr schön tun; sogar die Untermeister verschmähten es nicht, ihr bedeutungsvolle Blicke zuzuwerfen.

„Fünftausend Franken!" Mit dieser Summe, bar in den Händen, konnten sie Unternehmer werden und zu Reichtum gelangen.

„Die Frau Arnold hat das Geld gebracht," schwatzte die Chiara, „und es mir übergeben lassen. Sie sagten, dafür hätte sie ihre Perlen hergegeben und was sie an Gold und Steinen besaß."

Einer der Untermeister wollte sie begleiten und bat sie, einen Imbiß von ihm anzunehmen.

„Ich gehe in meine Heimat," sagte die Frau. Der Gedanke, heimzugehen, war ihr plötzlich gekommen. „Mein Giovanni hat es mir eingegeben."

Die Untermeister versuchten, sie von diesem Vorsatz abzubringen, und die Arbeiter umringten sie, als wollten sie dadurch verhindern, daß ihnen der goldene Segen entginge, welcher der Frau die Taschen füllte.

„Mein Giovanni hat es mir eingegeben!" Darauf beharrte sie und hielt sich daran in diesem Augenblick, der aus ihr eine begehrte Person machte, wie sie es in ihren jungen Jahren gewesen war. In ihrer Heimat konnte sie mit wenig sich auskömmlich einrichten. Fünftausend Franken waren für sie ein Vermögen in ihrer Heimat. Dort kannte sie die Leute, ihre Art und ihre Sprache. Sie wußte, welche Geschlechter zu meiden waren und welche einen tückischen Sinn vererbten. Sie kannte auch jene, die freundlich und fröhlich waren. Das Heimweh war immer in ihrer Seele gewesen, seit sie ihre Heimat verlassen hatte. Nun stieg es hoch wie eine Springflut, die heftig und plötzlich aus dem Meere aufsteht und über die Ufer braust. Sie grüßte die Untermeister, schüttelte den Arbeitern die Hand und sah nach Virginia, die wartend an der Treppe des Gerichtsgebäudes stand.

„Ich muß ihr lebewohl sagen," entschloß sie sich. „Ich will ihr danken für alle Barmherzigkeit."

Das Mädchen zuckte zusammen, als die Chiara vor ihr stand und ihren Dank stammelte. „Ja, geht heim!" antwortete sie, als es ihr klar geworden war, warum die Frau des Giovanni ihr die Hand hinhielt. „Es ist kalt in der Fremde!" Sie fing selbst an zu frösteln, sie, die in der Heimat war. Um sie herum standen die Italiener, die Freunde des Giovanni, dessen Grab weit draußen an der Stadtgrenze war. Sie hatte die begehrlichen Blicke der Italiener gesehen und die Eile der Chiara bemerkt, mit der sie fortziehen wollte von dem Grabe, das sich über einem Krüppel und einem am Leben Verzweifelten wölbte, der ihr Mann gewesen war.

Die Mädchenseele fröstelte. Es kam ganz von innen heraus und war, als strahle es von einem winzigen Punkt aus, von einem Eiskörnlein, das in ihre Seele geschneit war. Das sandte seine Kälte bis in ihre Fingerspitzen und bis hinauf in ihre Augenlider, sodaß sie sich ihr kalt über die Augen legen wollten.

Frau Arnold kam die Treppenstufen herunter.

„Mutter!" schrie Virginia. Sie hatte sich zuviel zugemutet und für stark gehalten. Nun übermannte sie die Schwäche. Frau Arnold legte ihren Arm um die Taumelnde und zog sie mit sich fort. Sie sagte ihrer Tochter kein tadelndes Wort darüber, daß sie ihr bis vor das Gericht entgegengekommen war.

„Im März haben wir den Vater wieder," sprach sie ruhig. Das sanfte Wesen der Mutter und ihre Nähe vermochten das Eiskörnlein zu schmelzen. Die Kälte wurde nicht mehr aus dem Innern des Mädchens unterhalten. Ihre Fingerspitzen wurden warm in ihrer Mutter Hand, und unter den Augenlidern quollen warme Tropfen hervor.

Frau Arnold führte ihre Tochter aus dem Lärm der Straßen heraus an das Seewasser. Dort war ein Bänklein unter einem Strauchwerk aufgestellt, und ein schmaler Rasenstreifen grünte. Sie setzten sich nahe zueinander und blickten aus ihrem grünen Verstecke auf den Wasserspiegel, der im schönen Halbkreis Lindenberg umspielte. An den Ufern war das Wasser blau und sanft gewellt wie Sammt, der nicht scharf geschoren ist, darin sich allerlei Bilder und Formen undeutlich hervordrängen, jenachdem die Hand darüber streicht. An den Ufern sah man unter dem Wasser die Steine liegen, den Sand und den grünen Schleim, der die Steine umzieht. Manchmal weichen die Ufer zurück und strecken nur einzelne Zungen Landes heraus, gleichsam als Vorposten, vorgeschoben, um den See auszuspüren und seine Macht zu prüfen. Zwischen Land und See ist eine ewige Feindschaft. Wo das Land Meister wird, muß das Wasser weichen, und wo das Wasser die Oberhand gewinnt, verschluckt es das Land mit allem, was darauf wächst und lebt. Immer lecken die Wellen gegen das Land, waschen seine Ufer aus und werden von den Mauern oder Steinen zurückgeworfen, die sie nicht lockern konnten. Immer drängt sich das Land vor in das Wasser, von den Felsen, die über das Land emporragen, angehalten, sich in der Tiefe auszubreiten. Alles ist Wechsel, Bewegung, Messen der Kraft und Spiel! Die Wellen, die aufklatschend an die Ufer schlagen und zurückgeworfen werden, fallen über die andern her, die hinter ihnen stehen, und drängen diese zurück, die sich wieder gegen die stemmen, die hinter ihnen anrollen, bis der breite See in Bewegung und Aufruhr ist, kraus aussieht und verwegen seinen Zorn weißschaumig in die Wellen spuckt. Ueber ihn hin streichen die weißen Möven, netzen eine Flügelspitze in seinem krausen Gischt und heben sich hoch über ihn oder tauchen sekundenlang in seinen Spiegel. Die Möven sind wie das Wasser, immer in Unruhe, immer in Bewegung, solange der Tag währt...

Virginia sah dem Wasser und den Möven zu und hielt sich fest an der Hand der Mutter. Es war ihr eine Wohltat, nicht an sich, nicht an ihre Angelegenheiten denken zu müssen, die Natur betrachten zu können und darüber eine Stunde lang zu vergessen, daß sie im Leiden stand, daß rings um sie her Leiden war und alles, was atmete, seufzen lernte. In den

neuen Garten waren die Menschen noch nicht hineingewachsen. Sie suchten ihr Glück in den äußern Dingen, in der Erfüllung ihrer eigenen Wünsche. Das taugte nicht für den neuen Garten, darin die Menschen füreinander leben sollten, darin eins des andern Schmerzen empfand als seinen eigenen Schmerz und eins des andern Freude als seine eigene Freude. Sie umklammerte die Hand ihrer Mutter. Die Gute hatte es weise mit ihr gemeint, als sie allein diesen schweren Tag ertragen wollte. Sie hatte es weise eingerichtet, daß ihre Seele nicht zerbrach, als sie trotzdem ihr entgegengegangen war. Da hatte sie sie aus dem Lärm hinaus in die Natur geführt.

„Mutter," fragte Virginia zärtlich, „wie kommt es, daß du mich so gut verstehst? Du kannst mich immer trösten und weißt mir immer zu helfen!"

„Kind," antwortete Frau Arnold, „das sagt mir mein Herz!"

Vor ihnen tauchte eine Mövenschar ins Wasser, rauschte daraus in die Höhe und strich in die Bläue. Die Frauen waren aufgestanden.

„Mutter, laß jetzt mich dich führen!" bat Virginia. Frau Arnold ließ sie gewähren. Sie stützte sich fest auf den Arm der Tochter, als sie langsam an dem Seeufer entlang die Straße hinauf nach Hause schritten.

VIII.

Auf dem Katzenwiesli begannen die Laubbäume sich bunt zu färben. Die Obstbäume warfen ihre Blätter ab, die fleckig und rostfarben, unschön aussahen. An einzelnen Stellen des Katzenwiesli, die vom Bauschutt verschont geblieben waren, schossen Herbstzeitlosen nackstenglig aus dem moosigen Boden. Wie blasse steile Flammen züngelten sie auf. Herr Burger war heraufgekommen und sah, daß die Mauern am Hause Wahrheit aus dem Boden gewachsen waren. Er ging um den Bau herum und befahl dem Unternehmer, die Zimmerleute in ihrer Arbeit anzutreiben. Den Berg herauf kam eine Fuhre mit Holzbalken. Die Rosse dampften und stemmten die Hinterhufe fest gegen den Boden, wenn ein Rank zu nehmen war oder eine steile Stelle ihre Kräfte anspannte.

„Bald ist das Haus unter Dach," sagte Herr Burger. Er betastete mit den Händen den Stein, daraus die Mauern zusammengesetzt waren, und stieg die Treppe hinauf, die zu dem Auslug auf die Alpen führte.

„Meister Antonio," rief er den Bildhauer an, der mit ihm heraufgekommen war. Die beiden Männer waren die einzigen gewesen, die sich Frau Arnolds und des Fräuleins angenommen hatten. Heute nun waren sie zum Katzenwiesli heraufgestiegen, um nachzusehen, wie weit der Bau vorgeschritten. Antonio gesellte sich zu dem Architekten. Sie sahen über den See zu den Bergen hin, die allmählich aus dem Dunst des Morgennebels und der Herbstflöre hervortraten. Die Firne begannen zu leuchten; erst gleißten die Spitzen, dann floß ihnen der Purpur herab über die Schultern; die Nebel sanken in den See, und die Herbstflöre glitten wie ein Duft in die Wellen. Rund und tiefrot gefärbt wie eine erhitzte Metallscheibe stieg die Sonne hinter den Bergen auf, stand über ihnen und spannte ihre Strahlen von einem Ufer zum andern, quer über den See. Die Wellen trugen diese breite, goldene Brücke huckepack, darauf Strahlenbündel lieblich tanzten und rote Sonnenpfeile im Schaum des Wassers verglühten.

Die beiden Männer betrachteten das Bild, bis die Sonne hoch gestiegen war, weiß wurde und der Flammenglanz auslöschte im Wasser und an den Firnen. Die Holzfuhre war bis an den Bau gefahren. Mit einem Stein unter jedem der Hinterräder stellte der Fahrknecht seinen Wagen auf dem abschüssigen Lande. Er schnaufte aus und machte sich daran, den Rossen von den schwarzen, lang an den Halsseiten herabgestrählten Mähnen das Lederzeug zu heben. Das gab ein lustiges Geläute. Alle die Schellchen klangen an, die kleinen glänzenden Messingschellchen, die doppelreihig das Lederzeug zierten. Die Tiere warfen den Kopf hoch und schüttelten ihre Mähnen, als sie das Gewicht des Lederzeuges nicht mehr auf ihrem Nacken spürten. Mit tänzelnden Tritten schritten sie aus der Fuhre heraus, diese starkknochigen gewaltigen Tiere, die ihren Meister an Größe überragten und an Stärke überboten. Sie blähten ihre Nüstern auf, als der Atem des Waldes sie kitzelnd in die Nasen stach, und wieherten hell und froh. Der Fuhrmann umhüllte ihre dampfenden Leiber mit einer Decke und band sie an einen Stamm. Sogleich fingen sie an, sich mit den Mäulern zu suchen und einander die Nasen zu lecken. Unterdessen luden die Arbeiter ihre Balken ab und legten sie ins Gras. Mit lautem Anruf schoben sie ihre Schultern unter die Balken, lupften das Holz und warfen es mit einem neuen Zurufe zur Erde. Der Architekt und Antonio stiegen das Haus hinab und traten zu den Arbeitern.

„Das ist gesundes Holz," lobte der Fuhrmann und deutete auf die gelblich schimmernden Balken. Es war, als ginge von dem Katzenwiesli eine belebende Kraft aus, die die guten Instinkte in den Menschen anregte. Jeder tat seine Arbeit, froh und ungeheißen, von dem Handlanger an bis zum Unternehmer hinauf. Wenn sie des Morgens in Kolonnen den Hügel heraufkamen, so waren ihre Gesichter frisch, ihre Augen klar, und ein Lied war auf ihren Lippen. Da oben waren sie der Natur nahe; da arbeiteten sie in der Freiheit und arbeiteten mit gutem Material. Sie wußten, daß sie dieses Haus für die Dauer bauten und nicht für den Schein, der sich abnutzt, ehe die Sonne ihm rundum ins Gesicht gesehen hat. Da oben kam es vor, daß ein Vöglein aus den Tannenbäumen seine Weisen schmetterte. Wenn sie des Abends heimgingen, brachen sie eine Blume auf dem Felde, ein Marienblümchen, von dem die Sage geht, daß darüber die Gottesmutter ihr holdseliges Antlitz beugte, als sie das Kind unter dem Herzen trug. Da oben schafften sie anders als in der Stadt, darin sie unwillig die Lasten von gebranntem Stein verarbeiteten und den Luxus vor Augen hatten und den Müßiggang. Da unten

Balz Stäger, Zürich. Vorfrühling bei Rapperswil.

waren sie roh und grausam und neckten sich grausam. Sie waren eine Kaste für sich. Sie waren Knechte, Handlanger, unfrei durch den Zwang, einem andern Willen zu gehorchen, um sich Brot zu erwerben. Sie wurden boshaft und unzuverläßlich wie das Material, das sie verarbeiteten, das oft in Stücke sprang, wenn es ganz bleiben, und hartnäckig dem Hammer oder dem Stemmeisen widerstand, wenn es zerteilt werden sollte. Auf dem Katzenwiesli arbeiteten sie willig und froh. Wenn sie aufsahen, standen die Berge vor ihnen, die mit den blanken weißen Häuptern und den Marmorstirnen. Wenn sie unter sich sahen, erblickten sie den Himmel im Wasser des Sees und sahen die Schiffe, die das Wasser durchzogen, und sahen die Fischerbarken, die über der Tiefe hielten und die Netze auswarfen zum Fang. Blickten sie gradeaus, so sahen sie in den Wald hinein, in den dunkeln, geheimnisvollen und starken Wald, der eine trotzige Seele fromm stimmt und eine reine Seele wie die Melodie eines Gebetes erhebt und weiht...

„Kommen Sie mit mir nach Hause, Meister!" sprach Herr Burger. „Heute kommt die Mutter meiner Therese zurück aus dem Spital. Das ist eine unfrohe Heimkunft; denn sie hat sich einen Schaden für das Leben geholt!" Der Architekt wandte sein Gesicht von dem Meister ab, damit er nicht sähe, wie es ihm schmerzlich darin zuckte.

„Wie geht es den andern?" fragte Antonio.

„Dem Chauffeur ist kein Nachteil daraus entstanden."

„Und Grundbacker?" drängte Antonio.

„Er geht mit einem Stelzfuß herum," antwortete der Architekt.

Sie kamen aus dem Schatten der Bäume in die helle Sonne und mußten mit den Augen blinzelnd sich an den Glanz der jungen Sonne gewöhnen, die überall eingedrungen war und überall herausströmte, aus dem Wasser, aus den Häusern, aus den Tramwagen und den Leibern der weißen Möven. Das blitzte und blinkte von überall und regte die Sinne an und schärfte die Lust am Leben.

„Wir sind tief im Herbst! Da leuchtet die Sonne doppelt, wenn sie sichtbar ist!" sagte der Architekt. Langsam gewöhnten sie sich an den Sonnenglanz und konnten ihre Augen frei herumschweifen lassen.

(Fortsetzung folgt).

Mina Benders Irrtum.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

VI.

Der Märzwind trieb die kalte Feuchtigkeit in alle Poren. Der Regen fiel auf gefrorenen Boden, und die Wege waren gefährlich zu passieren, trotz der Asche, die allerorts in grauen Bogen darüber gestreut wurde. Die Vorübergehenden sahen verdrießlich aus, verkrochen sich frierend in ihre Kragen und Mäntel, und wer an diesem Tage keine dringlichen Geschäfte hatte, ging nicht auf die Straße, so nüchtern und häßlich war alles.

Zu den wenigen Fußgängern, die schemenhaft die dunstigen Gassen durchhasteten, gehörte Ernst Fenner. Harte Entschlossenheit lag auf seinem Gesicht wie bei einem Menschen, der sich zwingt, eine schwere Aufgabe zu erledigen, und die Zähne zusammenbeißt, weil er es gegen seine bessere Ueberzeugung tut. Zuweilen seufzte er, als beenge eine drückende Last seinen Atem. So bog er in eine schmale Gasse, die in der trüben Regenluft schon von Dämmerung umhüllt war. Suchend forschte er nach den Nummern und trat in ein altes düsteres Haus. Er tappte sich in der Dunkelheit, die allenthalben herrschte, die Treppe hinauf und klopfte an eine Türe, aus der ein schmaler Lichtstreif drang. Schlürfende Schritte ließen sich hören, und eine unangenehme Stimme fragte, wer da sei. Fenner wartete mit seiner Antwort, bis die Türe geöffnet wurde. Eine alte schlampige Frau stand vor ihm. „Was wollen Sie?" herrschte sie ihn barsch an.

„Ist Fräulein Rosa Meier zu Hause?" fragte Fenner.

Die Frau nickte mürrisch.

„Ist sie allein?"

Der verschlagene Ausdruck in dem schwammigen Frauengesicht vertiefte sich. „Das geht mich nichts an," sagte sie; „ich bekümmere mich nicht darum!" Sie betrachtete Fenner argwöhnisch, als sei er von der Geheimpolizei, und hämisch abweisend fuhr sie fort: „Ich habe ihr auf den ersten April gekündet! Mit der will ich keine Geschichten haben!"

Der zahnlose Mund muschelte noch etwas; dann nahm sie ein Oellämpchen, schlurfte durch einen engen winkeligen Gang und stellte das trübe Licht auf ein Wandbrett. Auf eine Türe deutend sagte sie: „Da wohnt sie!"

Fenner klopfte. Auf das „Herein!" betrat er ein mittelgroßes unordentliches Zimmer, dessen Fenster mit grellfarbigen Gardinen behängt waren. Rosa Meier saß auf einem grünen Plüschsofa, betrachtete sich in einem Handspiegel und puffte und schob an ihren kunstvoll getürmten Locken. Sie war zum Ausgehen bereit; Mantel und Hut lagen neben ihr, während über Bett und Stühlen verschiedene Kleidungsstücke hingen.

Bei Fenners Anblick hielt sie mit ihrer Beschäftigung inne und machte ein Gesicht, als habe sie jemand anders erwartet. „Wer sind Sie?" fragte sie erstaunt.

„Der Bruder von Frau Bender," entgegnete Fenner.

Ein leichtes Erschrecken flog über das volle rosige Gesicht der Kellnerin. Doch faßte sie sich rasch und fragte obenhin: „Was hat das mit mir zu tun? Ich kenne Sie nicht!"

„Ich suche Bender," sagte Fenner; „es ist bitter genug, daß ich ihn hier suchen muß. Ich muß mit ihm reden."

Etwas im Ton seiner Worte zwang Rosa Meier, den Handspiegel niederzulegen und Fenner anzuschauen: „Was soll er und was wünschen Sie von